

MARCEL ERIS
MIT DENNIS SAND

MONTANABLACK II

VOM YOUTUBER ZUM MILLIONÄR

riva

© des Titels »Montanablack II« von Marcel Eris (978-3-96775-019-5)
2021 by Riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.riva-verlag.de>

PROLOG

Schwerer Atem. Nervöser Blick. Völlige Orientierungslosigkeit. Mein Puls raste. Aber es war dieses *Gefühl*, das mich beinahe wahnsinnig machte. Das Gefühl, an diesem Ort zu sein, den ich zwar nicht kannte, der mir aber dennoch so merkwürdig vertraut vorkam. Ich hatte keine Ahnung, wem dieses Haus hier gehörte. Ich hatte keine Ahnung, wieso ich es überhaupt betreten hatte. Aber irgendetwas zog mich einfach an.

Ich tastete die Wand ab, suchte nach einem Lichtschalter. Er funktionierte nicht. Offenbar war im Haus bereits der Strom abgestellt worden. Ich schaltete die Taschenlampen-Funktion meines Handys an und leuchtete den großen Raum aus. Ein Aquarium. Ein riesiger Fernseher. Ein großes Sofa. Aber alles war mit weißen Planen abgedeckt, die ich vorsichtig zur Seite zog. Jedes Mal bekam ich eine Gänsehaut. Es fühlte sich alles so wahnsinnig vertraut an, als wäre das alles hier ein Teil von mir, als hätte jedes Zimmer etwas mit mir zu tun. Aber das konnte doch gar nicht sein, ich war nie zuvor in diesem Haus gewesen. Es fühlte sich völlig surreal an.

Ich streifte vorsichtig durch die großen, leeren Zimmer. »Hallo?« Nichts. Ich war alleine. Ganz alleine. Wie spät es wohl war? Jegliches Zeitgefühl war mir abhandengekommen. Hatten wir schon nach Mitternacht? War es schon wieder früh am Morgen? Ich versuchte, mich zu konzentrieren. Wie war ich hierhergekommen? Ich kriegte es nicht mehr zusammen. Ich wusste nur noch, dass ich mit Kylo unterwegs gewesen war. Eine kleine Abendrunde. Wir waren im Wald spazieren

gegangen. Und irgendwann hatte ich keine Lust mehr gehabt, die alten, bekannten, bereits ausgetretenen Wege abzulaufen, und entschloss mich spontan, ein wenig querfeldein zu gehen. Kylo schien das zu gefallen, wir streiften einfach so kreuz und quer durch die Natur. Ich weiß nicht genau, was ich mir dabei dachte, vielleicht wollte ich einfach nur mal was Neues entdecken, etwas anderes sehen. Mich treiben lassen. Und dann war ich plötzlich hier gewesen. In diesem riesigen Haus, mitten im Nirgendwo. Wie war ich nur auf die bescheuerte Idee gekommen, einfach reinzugehen? Egal. Jetzt war ich drin.

Ich rief nach Kylo. Eben war er doch noch neben mir. »Kylo?« Der Hund hörte nicht. Wahrscheinlich versuchte er, sich genauso wie ich in diesem merkwürdigen Gebäude zurechtzufinden. Mir ging es gar nicht gut. Schweiß lief über mein Gesicht. Ich stieg die Treppenstufen hoch. Warum tat ich das? Warum ging ich weiter? Ich hatte das Gefühl, mich nicht mehr unter Kontrolle zu haben, als würde ich von einer unsichtbaren Hand gesteuert. Als wäre ich nicht mehr ich selbst.

Und dann war da noch diese Stille. Einfach nur absolute Stille. Das Einzige, was ich hörte, war mein schwerer Atem. Ich betrat einen riesigen Raum, der völlig leer war. Nur in der Mitte, da stand ein großer, schwerer Holztisch. Und auf diesem Holztisch lag ein iPad. Ich trat an das Gerät heran. Auf ihm war als Hintergrundbild eine Galerie eingerichtet – lauter Fotos von mir. Fotos aus meinem Leben. Von meiner Familie. Oma und Opa, Anna und Kylo. Meine Freunde und ...

Mir wurde schwindelig. Was ging hier vor? Ich trat zwei Schritte zurück, dann schnürte sich mir die Kehle zu, ich bekam keine Luft mehr und stürzte fluchtartig aus dem Raum.

Was war nur los mit mir? Was lief hier ab? Ich ging in das Badezimmer, ließ den Wasserhahn laufen und schüttete mir ein wenig kaltes Wasser ins Gesicht. Mensch, Marcel, komm doch mal wieder klar.

Was schiebst du hier für Filme? Du wirst jetzt einfach aus diesem Haus verschwinden und nach Hause gehen.

Langsam schaute ich hoch in den Spiegel und ... Was zur Hölle?!

Ich erschrak fast zu Tode. Das konnte doch nicht wahr sein! Das war doch alles unmöglich! Statt meines Spiegelbilds erblickte ich eine albtraumhafte Version meiner selbst, ohne Haare, ohne Zähne, so stark abgemagert, dass man nur noch die Konturen meiner Knochen sehen konnte, meine Haut war gelb unterlaufen, aus meinen Augen tropfte Blut.

Ich lief fluchtartig aus dem Badezimmer, wollte das Haus sofort verlassen, rief nach Kylo, aber da spürte ich, wie das Fundament des gesamten Gebäudes wackelte, wie alles in sich zusammenbrach, das ganze Haus einfach verfiel und mich in Windeseile unter sich begrub.

*

Ich schreckte hoch. Mein Puls raste. Fuck!

Okay, durchatmen! Ganz ruhig. Ganz ruhig, es war nur ein Traum. Einfach nur ein mieser Traum. Ich rieb mir die Augen. Kalter Schweiß lief über mein Gesicht. Ich hatte sonst nie Albträume, aber der hier, der war echt heftig.

Ich schaute mich um. Dunkelheit. Ich atmete noch ein paar mal tief durch, dann stand ich auf und suchte den Lichtschalter. Es war, als wäre ich immer noch halb im Traum gefangen. Erst allmählich wurde ich wieder klar.

Ich war zu Hause. Zumindest beinahe. Das hier, das war mein neues Haus. Ich war in den letzten Monaten Tag für Tag damit beschäftigt gewesen, es umzubauen, es nach meinen Wünschen zu gestalten, ein neues Ankleidezimmer einzubauen, einen Gaming-Raum, ein wandgroßes Aquarium im Wohnzimmer. Ich hatte mehr als eine Million Euro investiert. Dieses Haus war die Erfüllung all

meiner Träume. Aber es war noch lange nicht meine Heimat. Die Bauarbeiter waren noch immer nicht fertig, der Fußboden war an einigen Stellen aufgerissen, und an der Wand lehnte mein Achttausend-Euro-Fernseher, den meine Innenarchitektin aus Versehen hatte fallen lassen.

Ich musste hier raus. Ich stieg in meinen Wagen, ließ die Fensterscheiben runter und atmete den Fahrtwind ein. Es war kühl geworden. Ich schaute auf die Autobahn vor mir. Niemand war mehr unterwegs. Und plötzlich spürte ich wieder, wie Panik in mir aufstieg. Als säße irgendein Dämon in meinem Kopf, der mir die schrecklichsten Gedanken einflüsterte. Plötzlich dachte ich, ich müsste sterben. Einfach so. Es war der Druck der letzten Tage, der Druck der letzten Wochen, dem ich in diesem Moment einfach nicht mehr standhielt. Ich beschleunigte meinen Wagen. Hundertsiebzig Sachen. Hundertachtzig. Zweihundert. Noch mal zwanzig mehr. Dann schloss ich meine Augen. Zählte langsam herunter. Drei, zwei, eins ...

Ich öffnete sie wieder und bremste ab. Reifen quietschten. Mein Hals zog sich zu. Ich hielt die Luft an und fuhr den Wagen an den Straßenrand. Was zum Teufel machte ich hier eigentlich? Scheiße, Scheiße, Scheiße! Versuchst du dich hier gerade umzubringen? Ernsthaft?!

Ich umklammerte mit den Händen das Lenkrad und lehnte meinen Kopf gegen das Steuer. Ich bekam keine Luft mehr, mein Hals war wie zugeschnürt. Tränen liefen mir über die Wangen. Komm schon, Marcel, sprach ich mir selbst gut zu. Beruhige dich! Beruhige dich, beruhige dich, beruhige dich!

Es war schon einige Jahre her, dass ich das letzte Mal in so einem Zustand war. In einem Zustand, in dem ich mich selbst nicht mehr erkannte. Geplagt von Ängsten, Alpträumen und Dämonen. In einem Zustand, in dem ich mich tatsächlich vor mir selbst fürchtete. War es wieder so weit? Hatte ich gerade einen Nervenzusammenbruch?

Ich öffnete die Tür und stieg aus. Sog die frische Luft ein. Ich hätte gerne mit jemandem gesprochen, aber wem hätte ich davon erzählen können? Und was hätte ich sagen sollen? Wer hätte das verstanden? Ich verstand es ja selbst nicht. Vielleicht, dachte ich, vielleicht würde es mir helfen, wenn ich meine Gedanken aufschriebe. Vielleicht würde ich auf diese Weise Ordnung in das Chaos in meinem Kopf bekommen. Vielleicht würde ich dann begreifen, wer ich eigentlich war und inwiefern ich mich in den letzten, turbulenten Jahren verändert hatte. Denn normal konnte das gerade doch nicht gewesen sein. Ich war schließlich der Junge, der alles erreicht hatte. Den alle beneideten. Der sich all die Dinge verwirklichen konnte, von denen er nicht mal zu träumen gewagt hatte. Ich hatte mehr Geld, als ich ausgeben konnte, Erfolg, Ruhm, Millionen Follower, ein tolles Haus. Und dennoch war ich am Boden. Völlig fertig. Erfolg, dachte ich bitter, ist etwas, von dem jeder Mensch träumt. Bis er eines Tages am eigenen Leib erfährt, welchen Preis er hat.

TEIL 1
LICHT
(2010–2016)

I. NORMALITÄT

Es heißt, dass sich der Mensch in seine Träume flüchtet, um der Realität zu entkommen, aber ich glaube, das stimmt so nicht. Ich glaube, dass unsere Träume vielmehr der erste Versuch sind, unsere Realität zu formen. Wer nicht mehr in der Lage ist zu träumen, dem fehlt die Fähigkeit, über sich selbst hinauszuwachsen.

*

Ich presste mich gegen die Mauer. Durchatmen. Ausruhen. Nur für einen kurzen Moment. Eddie stand direkt neben mir. Unsere Blicke trafen sich. Wir nickten uns kurz zu. Dann zählte ich runter. Drei, zwei, eins ... Go! Eddie lief voran, ich folgte. Wir blieben geduckt. Überall konnte hier eine böse Überraschung lauern. Das wussten wir beide. Der kleine Ort wirkte wie eine Geisterstadt. Die Atmosphäre war bedrohlich. Die Straßen komplett verwüstet. Überall Trümmerstücke. Überall Sperrholz. Überall ausgebrannte Tonnen. Einschusslöcher in den Hauswänden. Kaum vorstellbar, dass hier einmal Menschen gelebt hatten. Der Krieg hatte alles zerstört.

»Da drüben«, sagte ich zu Eddie.

»Jawoll!«

Wir brauchten nicht viele Worte. Wir verstanden uns blind. Wir liefen auf ein ausgebombtes Autowrack zu, das mitten auf der Straße stand. Wir gingen in die Hocke. Suchten Deckung.

»Ich habe zwei gesehen«, sagte Eddie. »In dem Gebäude da drüben.«

»Sicher?«, fragte ich.

»Sicher.«

Das Gebäude lag auf der anderen Straßenseite. Riskante Sache. Konnte eine Falle sein. Hatten sie uns schon bemerkt? Wussten sie, dass wir kommen würden? Ich entsicherte meine Waffe. Spürte das Adrenalin durch meinen Körper pumpen. Ich war voll konzentriert. Komplette im Tunnel. Wenn wir das Haus einnehmen würden, dann hätten wir einen perfekten strategischen Ausgangspunkt. Und den konnten wir gut gebrauchen.

Also gut. Es ging los. Wir wagten uns aus der Deckung und stürmten das Gelände. Ich rechnete damit, sofort unter Beschuss genommen zu werden. Aber nichts passierte. Es war ungewöhnlich still. Im Hintergrund sah ich Rauch aufsteigen. Egal. Keine Zeit. Weiter, immer weiter. Wir drangen in das Haus ein. Und da standen sie. Direkt vor uns. Kurzer Schockmoment. Für alle. Zwei vollauserüstete Soldaten in kompletter Kampfmontur. Keine Zeit nachzudenken. Ich reagierte sofort. Instinktiv. Riss meine Waffe hoch, nicht nachdenken, handeln, schießen oder erschossen werden. Ich drückte ab. Hörte das Rattern der Maschinenpistole. Spürte den Rückstoß. Treffer. Mein Gegenüber sackte zusammen. Ging zu Boden. Dann hörte ich Schüsse direkt neben mir. Drehte mich um. Eddie hatte ebenfalls einen erledigt. Perfekt! Ich lud meine Waffe nach. Suchte Deckung hinter einem der Stützpfeiler. Dann schaute ich auf die Uhr. Es sah gut aus. Es war eine mehr als knappe Kiste, aber wir schienen das hier zu gewinnen. Ich schaute nach draußen. Auf die freie Fläche. Sah zwei unserer Jungs, die einen weiteren Gegner einkesselten. Er hatte sich hinter einem Kistenstapel verschanzt. Die Zeit lief. Egal, dachte ich. Den schnappen wir uns auch noch.

Ich ging auf Risiko. Rannte los. Rannte und rannte. »Mach nicht, Monte!«, hörte ich Eddie noch rufen. Aber ich wollte den Kerl abschießen. Er war in die Ecke gedrängt. Wir würden ihn erwischen. Ich war

mir sicher. Ich lief auf die offene Straße, lief vorbei an dem Auto-
wrack, vorbei an der durchlöcherten US-Fahne, sah meine Jungs, lief
auf sie zu und ... Scheiße! Was war das? Ich ging zu Boden. Es hatte
mich erwischt. Aber wer? Wo?

»Scharfschütze«, hörte ich Eddie. Na klar. Scharfschützen. In die-
sem Ort wimmelte es nur so von Scharfschützen. Es gab hier einige
Möglichkeiten, sich hinter irgendwelchen Fenstern in Türmen zu
verstecken und dann einfach jeden, der sich auf offener Straße
bewegte, abzuknallen. Scheiße!

Ich schmiss den Controller auf den Schreibtisch und zog mir mein
Headset runter. Scheiße, scheiße, scheiße! Diese blöden Wichser! Ich
schaute auf den Counter, er lief runter. Sechs, fünf, vier, drei, zwei,
eins. Die Runde war beendet. Ein Sieg. Ja. Aber es war verdammt
knapp. Und mein Last-Minute-Tod hätte uns fast den Gesamtsieg
gekostet.

Ich brauchte ein paar Sekunden, dann hatte ich mich wieder
gefangen, setzte das Headset wieder auf und jointe in unseren klei-
nen Chatroom.

»Verdammt knappe Kiste ...«

»Marcel macht wieder Alleingänge, oder wie?«

»Marcel heute lebensmüde.«

Ja, ja. Sollten sie nur reden. Ich schaute auf die Uhr. Es war bereits
4:30 Uhr. Scheiße.

»Jungs, ich muss langsam mal raus«, sagte ich.

»Jetzt schon? Scheiß dich nicht ein«, sagte einer. »Eine Runde
noch ...«

Ich wippte mit meinem Fuß. Es war schon wirklich sehr, sehr spät.
Aber okay. Scheiß drauf. Eine Runde noch. Ich lehnte mich ganz tief
in dem alten Ledersessel zurück, den Opa mir geschenkt hatte. Sein
alter TV-Stuhl. Wir einigten uns auf eine Map, warteten, bis eine geg-
nerische Gruppe jointe – und spielten weiter.

Es war immer dasselbe. Nacht für Nacht. Es war immer dasselbe. Wir spielten CoD – Call of Duty. Eine wahnsinnig populäre Ego-Shooter-Reihe. Wir konzentrierten uns nur auf den Multiplayer-Modus, wo man in einem Team aus echten Spielern online gegen ein anderes Team aus echten Spielern antreten konnte. Eine Runde dauerte rund zehn Minuten, dann ging wieder alles von vorne los. So lief das die ganze Nacht.

Jeden Abend nach 22:00 Uhr traf ich mich hier mit meinen Freunden. Meinen Online-Freunden. Menschen, die ich in der Realität zwar noch nie gesehen hatte, aber das war egal. Das hier, das war meine Crew. Eine Gruppe von ganz speziellen Typen. Alles erwachsene Männer, die mit beiden Beinen fest im Leben standen. Die Kinder und Familie hatten. Ich war mit meinen zweiundzwanzig Jahren noch einer der Jüngsten. Aber uns alle verband nicht nur die Liebe zum Spiel. Für uns alle war das hier ein Paralleluniversum. Eine Flucht in eine Welt, in der man wieder ein bisschen Kind sei durfte. Wo man unter sich war. Ein kurzer Ausflug aus der Realität, die ansonsten doch sehr grau war.

»Yalla, los«, sagte ich, und das nächste Spiel begann.

*

Die lange Nacht rächte sich am nächsten Morgen. Aus der wirklich letzten Runde waren drei weitere wirklich letzte Runden geworden. Und jetzt riss mich mein Wecker aus dem viel zu kurzen Schlaf, brachte mich von den Schlachtfeldern der chinesischen Grenzregion zurück, direkt in die unbarmherzige Realität. In meinen eigentlich sehr grauen Alltag, der kaum Abwechslung kannte. 9:00 Uhr. Viel zu früh.

Ich griff nach dem Wecker und wischte ihn mit einer Handbewegung vom Nachttisch. Verdammte Scheiße! Da lag er nun, weit weg,

tief am Boden, absolut außerhalb der Reichweite meines Armes – und schrillte weiter. Aber na gut, es half ja alles nichts. Hier war ich also, zweiundzwanzig Jahre alt, total übermüdet, aber bereit zu tun, was getan werden musste.

Ich kämpfte mich aus meinem Bett, bückte mich, riss die Batterien aus dem Wecker und zog die Vorhänge auf. Die Sonne blendete mich. Ich kniff die Augen zusammen. Das grelle Licht offenbarte ganz nebenbei das Chaos, das sich in den vergangenen Nächten in meinem kleinen Dachbodenzimmer ausgebreitet hatte.

Der Raum war ein einziges Schlachtfeld. Auf dem Boden Chips-tüten und Monster-Dosen, auf dem Schreibtisch Pizzareste und die Krümel undefinierbar gewordener Lebensmittel. Ich atmete tief durch und zog die Vorhänge rasch wieder zu. Ich wollte das ganze Elend jetzt nicht sehen. Scheiß drauf, ich würde mich heute Abend darum kümmern. Ich schleppte mich ins Badezimmer und machte mich frisch, es gab jetzt andere Dinge zu erledigen.

Nachdem ich mich mit einer kalten Dusche halbwegs auf Betriebstemperatur gebracht hatte, schaute ich in den Spiegel. Nein, ein Kriegsheld war ich nur im Spiel. Aber irgendwie gab es Tage, in denen ich mich trotzdem wie ein Veteran fühlte. Wie jemand, der schon sehr viel gesehen und erlebt, wie jemand, der schon sehr viel hinter sich hatte. Ich legte den Kopf schräg und betrachtete mich selbst. Ja, ich war ein Überlebender. Ich hatte eine wilde Jugend hinter mir. Eine Jugend, die mich fast das Leben gekostet hätte. Drogen. Obdachlosigkeit. Entzugsklinik. Es war alles noch gar nicht so lange her. Erst vor einigen Monaten hatte mein Leben so etwas wie eine wirklich feste Struktur bekommen. So etwas wie einen richtigen Alltag. Etwas, an das ich mich klammern konnte. Vielleicht, dachte ich, war ich mir heute sehr viel näher, als ich es mir je hätte vorstellen können. Und plötzlich erinnerte ich mich wieder zurück ...

Klassenraum. Grundschule. Erster Tag nach den Sommerferien. »Stuhlkreis«, sagte meine Lehrerin, eine ältere, herzliche Frau, und klatschte zweimal in die Hände. Wir nahmen unsere Stühle und bildeten in der Mitte der Klasse einen kleinen Kreis. »Ich möchte mit euch über eure Zukunftspläne sprechen«, sagte meine Lehrerin.

Ich war sieben Jahre alt. Über meine Zukunft hatte ich mir noch nicht allzu viele Gedanken gemacht.

»Ich möchte, dass mir jeder von euch sagt, wo er sich in einigen Jahren mal sieht. Was möchtet ihr werden?«

Ich schaute meine Mitschüler an. Einige starrten in die Luft. Andere rieben sich am Kinn. Die meisten lächelten. Dann ging es der Reihe um. »Fußballprofi«, sagte Max. »Rennfahrer«, sein Sitznachbar. »Ich möchte Tierärztin werden«, sagte ein Mädchen. So ging das weiter. Schüler für Schüler. Die meisten Jungs wollten Fußballer werden. Oder Piloten. Die Mädchen wollten Schauspielerin sein. Oder Lehrerin. Dann war ich an der Reihe.

»Und Marcel?«, fragte mich meine Klassenlehrerin, nachdem ich einige Sekunden schwieg. »Was möchtest du mal werden?«

Ich überlegte. Sollte ich jetzt einfach das sagen, was die anderen sagten? Ich sah mich eigentlich nicht als Fußballprofi. Nein, dachte ich mir. Ich bleibe bei der Wahrheit.

»Ich möchte nach der Grundschule unbedingt auf die Realschule kommen.«

Alle Blicke der Klasse lagen auf mir. Stille.

»Warum denn das?«, fragte mich meine Klassenlehrerin.

»Na ja, das Gymnasium ist etwas für die Klugen. Die Hauptschule für die Dummen. Aber ich ...« Ich machte eine kurze Pause. »Ich will eigentlich einfach nur normal sein.

Ich löste mich von meinem Spiegelbild. Ich war nie jemand, der nach den Sternen gegriffen hat. Die Sterne waren für jemanden wie mich

sowieso immer unerreichbar. Zumindest dachte ich das. Normalität. Das war alles, was ich wollte. Das war das Beste, das jemand wie ich erreichen konnte. Und Normalität hatte ich jetzt gefunden. Meine Zockernächte waren die einzigen Ausbrüche aus dieser Normalität. Eine Flucht in eine Parallelwelt. Wenn auch nur für ein paar Stunden. Aber da auch sie einer Routine folgten, passten sie wieder ganz gut in die Struktur.

Ich verließ das Badezimmer, sprang die Treppen runter und lief ins Wohnzimmer.

»Omi? Opi?«

Nichts. Ich schaute mich um. Meine Großeltern waren nicht da. Wahrscheinlich gerade zum Einkaufen gefahren. Na klar, es war Freitag. Und freitags kamen immer die Prospekte mit den Sonderangeboten, dachte ich mir, da konnte Opa nicht lange widerstehen. Ich schüttelte den Kopf und holte mir einen Orangensaft aus dem Kühlschrank. »Ach, Opa«, sagte ich leise zu mir selbst. »Du bist und bleibst der Beste.«

Ich zog mein Portemonnaie aus der Hosentasche, fischte hundertfünfzig Euro raus und steckte sie in einen Briefumschlag, den ich auf den Küchentisch legte. Das Geld für die Miete. Dafür, dass ich noch bei meinen Großeltern auf dem Dachboden wohnen durfte. Ich wollte zumindest einen kleinen Teil beitragen. Miete, Strom und Wasser, nicht die Welt, aber es ging ja auch nur ums Prinzip. Dann zog ich meine Jacke an, streifte mir meinen Rucksack über die Schulter und verließ das Haus.

Unser Nachbar stand in seinem Garten und kehrte das Laub zusammen. Er winkte mir. Ich nickte zurück. Buxtehude. Man kannte sich.

Ich stieg auf mein Fahrrad und fuhr durch die Straßen meiner Stadt. Ich machte auf gemütlich. Ich hatte noch genügend Zeit. 9:30 Uhr, die meisten Geschäfte hier in der Fußgängerzone öffneten gerade. Es